

Thomas Welskopp

Von der Klassenstruktur zur bipolaren Gesellschaft

Wer leugnet nicht, dass wir heute längst nicht mehr in einer „Klassengesellschaft“ leben? Die anderswo selbstverständliche Kategorie „class“ wird bei uns seit den 1950er Jahren konsequent heruntergespielt. Die begriffliche Entschärfung der Art, wie wir unsere Gesellschaftsform begreifen, hatte, seit der Durchsetzung des Strukturfunktionalismus und der Schichtungssoziologie in den USA, einen ideologisch noch stärker entflammten Impetus, der wahrscheinlich der Konkurrenz im „Kalten Krieg“ mit der DDR geschuldet war. Helmut Schelskys „Nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ bot die Perspektive eines gesellschaftlichen Eskapismus, der eher auf den zwangsharmonisierenden Egalitätsvorstellungen des Nationalsozialismus rekurrierte als auf die Tendenz in den USA, dass sich amerikanische Arbeiter in einigermaßen gesicherten, gewerkschaftlich geschützten Verhältnissen der „middle class“ zurechneten, was natürlich nur ging, wenn man eine friedliche Schichtstruktur der Gesellschaft schon in der Modellbildung vorgab.

Die Arbeitergeschichte war es dann, die den Begriff „Klasse“ wieder auf die Agenda schob. Das war aber nicht als Anstrengung zu sehen, in Konkurrenz zu den herrschenden Harmonisierungstheorien der Gesellschaftsanalyse zu treten. Vielmehr ging es in der Nachfolge E.P. Thompsons in historischer (und zuweilen sentimentaler) Perspektive darum, die „agency“ der Arbeiter beim Aufbau eines nebulösen Kollektivs zu exhumieren, das man dann in vermeintlicher Marx'scher Tradition „Klasse“ nannte, im Sinne von „Klasse an und für sich“. Es dürfte erst heute auffallen, wie stark diese melancholische Identitätssuche einem nostalgischen Zeitgeist verhaftet war, in dessen Kontext anderwärts Wagenräder geschliffen und lackiert wurden, um als Zeuge einer vergangenen Verkehrsform an der Wand zu hängen – ohne Wissen und Interesse daran, Welch dreckige Mühsal es damals gewesen war, Dinge mit einem Pferdewagen zu transportieren.

Wenn vieles davon als retrospektives Identitätsbekenntnis inklusive empathischer Selbstidentifikation zu verbuchen war, gab es seit den frühen 1980er Jahren auch nüchtern-rationale Theoriebemühungen, den Klassenbegriff wieder für die soziologische und geschichtswissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen: als Modell der Formierung „einer

Klasse“, der „Arbeiterklasse“, die auf diese Weise aus einer übergreifenden Gesellschaftsanalyse ausgeklammert und wie in ein Reservat verfrachtet wurde.

„Klassenbildung“ in diesem Sinne – prominent geprägt von Hartmut Zwahr und Jürgen Kocka – kann man sich, wenn man frech ist, vorstellen wie die Propagandamär vom „Sozialismus in einem Land“. Grundsätzlich ging es – in Bezug auf historische Arbeiter – um eine Stufenfolge, die von der flächendeckenden Industrialisierung Deutschlands und der damit einhergehenden Ausbreitung von Lohnarbeitsverhältnissen startete, darauf aufbauend eine Wahrnehmungsebene einzog, auf der beschrieben werden sollte, wie die deutschen Arbeiter diese Industrialisierungsfolgen erlebte und empfanden –, was in der These gipfelte, dass die Erfahrung der (deutschen, männlichen) Arbeiter die strukturelle Angleichung ihrer Lebensverhältnisse in ihrem Bewusstsein nachvollzog. Dieses geschärfte Bewusstsein motivierte – hier kommt dann die „agency“ der Arbeiter erstmals ins Spiel – die Ausformung kultureller Muster der Vergemeinschaftung, die vom Suff in der Eckkneipe bis zum sozialen Protest zusammengefasst wurden. Interessanterweise zählten hier auch Streiks als Protest – und nicht als Kampf, wie es theoretisch mittlerweile Konsens ist. Auf Stufe vier – der „Apotheose“ der „Klassenbildung“ – sollten sich die Arbeiter in selbständigen politischen Parteien und eigenständigen Gewerkschaften zusammenschließen. Als Modell eingeführt, richtete sich der Ansatz doch fast allein auf den deutschen „Anwendungsfall“.

Dieser wurde in seinem empirischen Verlauf im 19. und frühen 20. Jahrhundert somit zugleich zu einem modellhaft abstrahierenden Muster mit einem generalisierenden Anspruch. Da das Modell der „Klassenbildung“, deren Hochphase auf das späte 19. Jahrhundert datiert wurde, zwar ein Telos besaß aber keinen dauerhaften Abschluss postulierte, besaß es zudem eine empirische Halbwertszeit. Für das spätere 20. Jahrhundert kritisierte man den Verlust an theoretischer Passförmigkeit, sprach notgedrungen von „Klassenentbildungsprozessen“ und zweifelte den Klassenbegriff zunehmend grundsätzlich als unzeitgemäß an. Dass in diesem Zugriff die Klassenstruktur moderner Gesellschaften nur aus einer „Klasse“ bestand, führte dazu, dass das „Bürgertum“ eingeführt werden musste, um die Gesellschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts adäquat zu beschreiben, woraus sich eine empirische und auch begriffliche Dominanz ergab, die die „Arbeiterklasse“ sehr weit aus dem Zentrum der Betrachtung an den Rand drängte.

Der Begriff „Klasse“ war schon in den noch nicht soziologisch versierten Gesellschaften des 19. Jahrhunderts ein Notbehelf. Wie sollte man die neuen sozialen Gruppierungen, Aggregate

und Kollektive nennen, die aus der mittlerweile hochdifferenzierten „Ständegesellschaft“ herausgefallen waren, ausgeschlossen wurden oder als Migranten und Heranwachsende des Bevölkerungswachstums ohnehin außerhalb standen?

Der Begriff „Klasse“ verdankt seine Verfügbarkeit für die Gesellschaftsanalyse den aufstrebenden Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts, deren methodisches Hauptverfahren das „Klassifizieren“ war. Die naturhistorischen Museen aus der Zeit waren ja voll von penibel aufgenadelten Käfern und Schmetterlingen, die alle ihren besonderen Gattungsnamen erhielten, der sie einer „Gattungsklasse“ zuordnete. Das war natürlich ein sich als Positivismus gebender Akt der Konstruktion. Aber auf soziale Sachverhalte übertragen, konnte ein ähnlicher Grad an postulierter Exaktheit keine Geltung beanspruchen und blieb selbst im Vereinigten Königreich, wo „upper class“, „middle class“ und „working class“ eine längere Tradition hatten, auch dort vage als ein Beschreibungsbegriff, der nach Belieben mit Deutungsschattierungen und moralischen Wertungen inhaltlich ausgefüllt werden konnte.

Karl Marx sprach weder häufig noch gern von „Klassen“. Das entsprechende Kapitel im dritten Band des „Kapital“ ist magere sechs Seiten lang und theoretisch randständig. Hätte er es ausgeführt, wäre es wohl um Arten des Einkommens gewesen, die sie voneinander trennten. Denn Marx ging es nicht um eine taxonomische, sondern relationale Begrifflichkeit. Die soziale Beziehung, die bei ihm theoretisch im Mittelpunkt steht und der das Werk wohl auch seinen Namen verdankt. Diese soziale Beziehung ist das „Kapitalverhältnis“. Heute würden wir dies „Klassenbeziehung“ nennen, und die Pointe daran ist, dass es um parallele vertikale Beziehungen geht und nicht schon per se um horizontale Vergemeinschaftungen. Es handelt sich darüber hinaus um die konkreten betrieblichen Arbeitsbeziehungen in ihrer Einbettung in (Arbeits-)Märkte, in denen sich „Kapitalisten“ und „freie Lohnarbeiter“ in rechtlich gleicher, faktisch aber stark ungleicher Stellung gegenüberstehen. Sie verbindet nicht einfach ein statisches Herrschaftsverhältnis, sondern eine dynamische, immer wieder neu auszuhandelnde und auszukämpfende, mehr oder weniger freiwillige Verbindung zum Zweck der Produktion (und strenggenommen, nach dem theoretischen Kern des Arguments) „*of nothing else*“. Die „Klassenbeziehung“ lässt sich somit als „produktiver Antagonismus“ fassen, der die ungeheuren Produktions- und Produktivitätszuwächse des modernen Kapitalismus seit dem 19. Jahrhundert erst ermöglicht hat.

„*Where's the beef?*“, könnte man auf diesem abstrakten Level fragen. Aber ein solcher Ansatz hat es in den drei letzten Jahrzehnten ermöglicht, Arbeiter- und Industriegeschichte,

Unternehmensgeschichte und Geschichte des industriellen Betriebs, Produktionsgeschichte und Konsumgeschichte von einer praxistheoretischen und mikropolitischen Warte aus wirklich zu integrieren. Kann man denn damit jetzt die Arbeiterbewegung überhaupt noch denken? Besser, als sie einfach logisch abzuleiten. Es ist eben kein Automatismus gewesen, dass sich im 19. Jahrhundert in fast allen westlichen Industriestaaten Gewerkschaften bildeten, sondern das waren höchst voraussetzungsreiche Vorgänge, die sich aus der oben nur grob skizzierten Perspektive überhaupt erst als „frag-würdig“ entpuppen. Und es war keine Selbstverständlichkeit, sondern eine Besonderheit, dass sich auf deutschem Boden politische Parteibewegungen früher formierten als Gewerkschaften und das Verhältnis zwischen beiden lange Zeit prekär blieb.

Auch dann erst lässt sich nach Kontinuitäten und historischem Wandel fragen. Wir haben heute, so ist meine These, eine hochgradig institutionalisierte, rechtlich breit unterfütterte „Klassengesellschaft“ mit einer ganzen Corona von Organisationen und Verbänden und gemeinsamen Gremien, die im Sinne des 19. Jahrhunderts eine relativ stabile „Ordnung“ errichtet haben, welche auch recht krisenfest ist – das zeigen die gegenwärtigen Zeiten der Pandemie. Aber wir *haben* noch eine „Klassengesellschaft“, die vermutlich Bestand haben wird, solange der Kapitalismus nicht das Zeitliche segnet. Und Prophezeiungen über sein Ableben haben sich ja bisher noch immer als verfrüht erwiesen. Ich wage die These, dass sich alle Beteiligten und Integrierten seit langem sehr gut in der „Klassengesellschaft“ eingerichtet haben. Es ist sicher keine Idylle, alles andere als frei von Risiken und Härten, z.T. ausgesprochen ruppig, und natürlich weiterhin ein Quell systemrelevanter Ungleichheit. Friedrich Eberts Tätigkeit als Arbeitersekretär der Gewerkschaften war Anfang des 20. Jahrhunderts ein Musterbeispiel, wie sich die Arbeiterbewegung institutionell im wilhelminischen Klassensystem eine institutionelle Machtbasis schuf. Und das mit extrem wenig Geld und ewig knappem Personal, das den Heidelberger Sattlermeister in die völlige Erschöpfung trieb.

Aber als Strukturierungsprinzip hat die kapitalistische Klassengesellschaft den Rang eines Ankers der gesellschaftlichen Ordnung vielleicht nicht verloren, aber an Sichtbarkeit, Gestaltungskraft und Bedeutung eingebüßt. Sie integriert nur diejenigen, die dazugehören. Dabei sind immer schon viele Teile der Bevölkerung außen vor geblieben, im 19. Jahrhundert die Landbevölkerung, die prekär Beschäftigten, die Solo-Gewerbetreibenden, zahlreiche Migranten, Freiberufler und Beamte, das Militär. Auch nahe der kapitalistischen

Produktionssphäre existierten viele Schattierungen „unfreier Arbeit“ weiter, die historisch aus dem „Dienstverhältnis“ hervorgegangen sind und noch früher in Leibeigenschaft und Sklaverei wurzelten. Um die Wende zum 20. Jahrhundert, Friedrich Eberts Wirkungszeit, war es mit recht großer Sicherheit eher kommod, als abhängig Beschäftigter Teil des „Klassensystems“ zu sein als außen vor zu stehen. Das ist für die Zeit seit 1945 wohl offenkundig.

Aber es haben sich neue gesellschaftliche Polaritäten ausgebreitet, die wenig mit der symbiotischen Bipolarität der Klassenbeziehung gemein haben, sondern krasseste Ungleichheiten in einem globalen Maßstab verbreiten, die die Gesellschaften insgesamt, nicht einzelne Trägergruppen, zu „bipolaren“ Gebilden machen. Mir ist bewusst, dass das eine frivole Wortwahl ist, aber ich habe auch tatsächlich an den „schizophrenen *State of Mind*“ gedacht, der dieser Bipolarität häufig den Treibstoff liefert. Da werden die Ärmsten durch die Illusion eines arbeitsfreien Einkommens in die Maschine der Lottos und Wettanstalten getrieben. Da wird die Übergabe eines Kindes in die „Obhut“ eines Da ist überhauArbeitsvermittlers aus ganz lokalen Verwandtschaftsgegebenheiten forciert, während dieser Agent eines im globalen Maßstab operierenden Konzerns ist und die „Obhut“ in einen Zwangsdienst umwandelt. Da wählen arme weiße Kleinstadtbewohner einen pompösen Kapitalisten zum amerikanischen Präsidenten, der sich als ihr Held inszeniert und zugleich seinen reichen Freunden Steuergeschenke unerreichten Ausmaßes macht. Da ist überhaupt die hermetische Blasenbildung, die auch bei uns die seltsamsten Blüten treibt, sich im Maßstab aber kaum mit den Vereinigten Staaten vergleichen lässt. „*White Supremacists*“, Verschwörungstheoretiker, ganz zentral die evangelikalischen Kirchengemeinden, die auch bei uns an Gewicht gewinnen, der Hass auf die Medien, der jeden Tag für elektronische Bücherverbrennungen sorgt. Jede Gruppe sagt sich von allen anderen los, und auch von einer gesellschaftlichen Ordnung, die sie normalerweise warm und satt hält, und versteht jede andere Form des Lebens als Angriff auf ihre eigene Existenz. Menschliche Leben zählen außerhalb der eigenen Blase nichts. Als hätte es die Aufklärung nie gegeben.